

Den Aufbruch leben

Franz Maciejewskis bewanderte Romanbiografie „Ich, Bertha Pappenheim“

Von Christian Thomas

A nhaltend war auch die Wanderschaft der Bertha Pappenheim. Was blieb, war kein Ankommen. So kann man deren Lebensgeschichte lesen. Am Ende keine Bleibe auf Erden, nirgends, so muss man die Romanbiografie Franz Maciejewskis verstehen.

„Ich, Bertha Pappenheim“ ist eine Romanbiographie, die die Ichsuche der 1859 geborenen Frau groß schreibt, die Recherche nach einer (weitgehend) vergessenen Jüdin, Frauenrechtlerin und Autorin. Als sie sich im Mai 1936 in „matter Seligkeit“ zurücklehnt, um zu sterben, liegt die eine oder andere lebensbedrohliche Situation hinter ihr, in der sie sich gesagt hat: „Bange-machen gilt nicht.“

Ein Leben als bürgerliche Ehefrau ist ihr in die Wiege gelegt, doch sie widerspricht. Man nennt sie kapriziös, man nennt sie Hysterikerin, man lässt ihr eine „Redekur“ angedeihen. Bertha Pappenheim – das ist die berühmte „Anna O.“, die „Primadonna“ der frühen Psychoanalyse: „Freud schaffte das Kunststück, die überdrehte Kranke in eine Lichtgestalt zu verwandeln.“ Der Selbstironie der Bertha Pappenheim entgeht keine böse Pointe, in einem immer wieder schnoddrigen Ton begehrt sie auf gegen ihr Puppenheim. Die Redekur lässt sie hinter sich, von der Körperdressur, ein Foto im Anhang des Buches zeigt die junge Frau im Reitkostüm, wie „gestriegelt“, macht sie sich los.

Sie geht daran, sich stark zu machen – für sich und für eine große Sache

Bertha Pappenheim geht daran, sich stark zu machen – und das tut sie für sich selbst, um auch andere stärken zu können. Sie ruft den Jüdischen Frauenbund ins Leben, sie streitet für die Mitsprache der Jüdinnen in allen Gemeindeangelegenheiten, sie bestreitet einen männlichen Gott. Autorin, die sie auch ist, verlässt sie ihren Schreibtisch, bereist Galizien, Polen und Russland, wo sie die Prostitution und den auch in Mitteleuropa davon profitierenden Mädchenhandel bekämpft. In Neu-Isenburg gründet sie ein Heim für „gefallene“ jüdische Mädchen, weil dort, vor den Toren Frankfurts, liberalere Gesetze herrschen, während den Delegierten des Jüdischen Frauenbunds Frankfurt wie das „neue Jerusalem“ erscheint. Sie wird von dem US-Präsidenten Woodrow Wilson als Beraterin ernst genommen ebenso wie vom Völkerbund.

Franz Maciejewski ist ein bewandeter Kulturwissenschaftler. Er hat Bücher über die Psychoanalyse verfasst, die Moses-Frage, Echnaton und Nofretete, den Monotheismus – über das kulturelle Gedächtnis. Er hat sich immer wieder intensiv der Frage des Eigenen und des Gegenübers gewidmet, einer Frage, wie sie auch seine Protagonistin extrem beunruhigt wegen ihrer Doppelrolle als Frau, als Jüdin.

Maciejewskis Romanbiografie ist die Fortsetzung einer Redekur, einer Selbstenthüllung mit ge-



Bertha Pappenheim, 1907 in Frankfurt. Das Foto hat freundlicherweise das Jüdische Museum Frankfurt zur Verfügung gestellt.

mischten Gefühlen. Zur Emanzipation der jungen Bertha gehört eine Selbst-Entlarvung, das Ablegen der Larve, die ihr die Konventionen auf den Leib geschrieben hatten. Gespiegelt wird diese Selbst-Entlarvung wiederum in der Verpuppung der emanzipierten Frau, die dem Maler Leopold Pilichowski (1869- 1934) Modell steht im Kostüm der Glückel von Hameln.

Zur Maskerade gehört der Kosename, Glickl, war sie es doch, die ab 1691 daranging, als erste Frau eine jüdische Autobiografie zu verfassen. In der Maskerade zeigt sich die Herausgeberin dieser Schriften, Bertha, als Doppelgän-

gerin der Glickl, zur Rückblende gehört die Überblendung. Zur Selbstenthüllung im Portrait des Vorbilds allerdings auch, dass es mit dem Auge eines (männlichen) Malers geschieht. Reizvoll das Einverständnis von Maler und Modell.

Maciejewskis Roman einer vielfach vertrackten Biografie ist ein weises Buch, das auch außerordentlich klug ist. Aus der Ich-Perspektive erzählt, weiß es ähnlich viel wie ein allwissender Erzähler. Die Selbstreflexion der Protagonistin wird gelegentlich zur Abhandlung, aus ihr spricht ein illustrer Geist. Im Spannungsfeld von Realem und Imaginären hat sich die selbstbewusste Frau

ZUR SACHE

Franz Maciejewski: Ich, Bertha Pappenheim. Roman. Osburg Verlag, 2016. 250 Seiten, 22 Euro.

Die Gedenkstätte Bertha Pappenheim ist in Neu-Isenburg Mittwochs von 15 bis 18 sowie nach Vereinbarung unter Telefon 06102 – 241 754, –755 geöffnet.

bewegt, die ein Bewusstsein von sich selbst auch durch die Psychoanalyse bekam. Eingeladen ins mondäne New York wird sie von ihrer Krankengeschichte heimgesucht, die ein Dr. Freud, auf USA-Tournee, unter das Fachpublikum bringt: Sigmund, „der Zauberer“, die Geschäftstüchtigkeit in Person, ein „Wunderrabbi“. Die kamen ihr noch nie koscher vor, seitdem sie deren Rolle bei der Missachtung „armer Sünderinnen“ durchschaut hatte.

Bertha Pappenheim lebte fortwährend den Aufbruch. Es war der Ausbruch aus dem, was ihr immer wieder wie ein Getto erschien: „die Einhegung der Weiblichkeit“, die Einhegung jüdischer Spiritualität durch die „Rechthaberei der Rabbiner“, die Einhegung von „Geschöpfen zweiter Güte“, die von Kindes Beinen an lernten, dass ihnen „nur ein Geschlechtswort zukam“.

Bertha Pappenheim weiß um ihre Rolle, sie weiß um ihren Ruf, es amüsiert sie, eine „geniale Kratzbürste“ zu sein. Schließlich erkennt sie in der Intellektuellen Margarete Susman eine Weggefährtin auf ihrer ewigen Wandererschaft, auf der Suche nach der verlorenen Zukunft. Im Disput mit der Intellektuellen geht es um den „unbegrenzten Urstoff“, um die Frage, woraus die Dinge entstehen, aus einem Gott, einem Geist, oder aber, gemäß vorsokratischer Lesart, einer „drängenden Naturkraft“.

Die Zukunft für eine jüdisch-deutsche Symbiose war erklärmaßen das Ziel der Jüdin, dem latenten ebenso wie dem aggressiven Antisemitismus sah sie sich ausgesetzt. Nur ja keinen „Risches machen“: Nur nicht auffallen, stillhalten, dem Judenhass keinen Vorwand liefern, wurde zur Devise eines Judentums in Zeiten, in denen der Antisemitismus mörderisch aufrüstet.

Im April 1936, das „Tier“ frisst sich in ihren Eingeweiden voran, wird sie von der Gestapo in Offenbach vorgeladen. Obwohl ihr ein Arzt ein Attest anbietet, will sich die Todkranke „nicht wegducken“. Kafka wird zum Synonym für das Kafkaeske. Er, dessen Figuren sie soeben noch als Wiedergänger des ewigen Hiob erlebt hat, wird zum Sinnverwandten unschuldiger Schuld, in dieser „neuen deutschen Welt“ zum Synonym eines willkürlichen Unrechts, das Schuldlosigkeit nicht kennt.

Wenn Bertha Pappenheim dennoch das Gestapoverhör „glücklich“ übersteht, dann ist dieses Glück so etwas wie eine vorweg eingetretene Euphorie, einen Monat vor ihrem Krebstod am 28. Mai in Neu-Isenburg. Sie war, wie schon in ihrem Leben, wohl auch auf dem Sterbebett unerschrocken.

Und Apoll ist die Gallionsfigur

András Schiff mit seiner Cappella Andrea Barca

Von Bernhard Uske

Sir András Schiff und die Cappella Andrea Barca zu Gast bei den Frankfurter Bachkonzerten im Großen Saal der Alten Oper. Ein Schelm, der dabei etwas Böses denkt, denn Andrea Barca soll nicht András Schiff sein, sondern, laut Aussage des mittlerweile 64-jährigen ungarischen Dirigenten und Pianisten, viel mehr ein eng mit Mozart verbundener Musiker gewesen sein. Der habe dem Meister bei dessen Privatkonzert am 2. April 1770 in der Villa Poggio Imperiale bei Florenz beim Umblättern der Noten geholfen. Seitdem habe er sich entschlossen, sein Leben hauptsächlich der Interpretation Mozartscher Klavierwerke zu widmen usw. usf.

Hübsche Fake News also um die Namensgabe für die Schiff-sche Barca, die sich ästhetisch der mitteleuropäischen Binnenschiffahrt – vor allem auf der Donau – widmet und deren Hausbootgötter, wie sich auch jetzt beim Anlegen am Frankfurter Opernplatz erwies, mit den Namen Franz Joseph und Wolfgang Amadeus verbunden sind.

Je eine Sinfonie von Haydn und von Mozart gab es und je ein Klavierkonzert der beiden Komponisten. Die Schiffs-Besatzung besteht zum überwiegenden Teil aus Solisten und Kammermusikern, die in aller Welt tätig und an kein festes Orchester gebunden sind. Angeheuert wurde bei Käpt'n András erstmals 1999, und die Aktivitäten haben sich seitdem bis über den Großen Teich hin entwickelt.

Programmatisch aber bleibt man den klassischen Heimathäfen verbunden – Haydns Sinfonie Nr. 101 „Die Uhr“, Mozarts „Prager“-Sinfonie KV 504, Schiffs Lieblings-Mozartkonzert KV 488 und dem D-Dur-Konzert Haydns. Der Kosmos der Artikulation ist überschaubar und wird eher naiv denn sentimentalisch begriffen. Also höchst unmittelbar und fraglos, was sich in der Emphase und Freude zeigt, mit der das Ensemble unter der Leitung seines Solisten und Dirigenten agiert. Kein Aufriss ungewöhnlicher Perspektive, keine analytische, diverse Parameter unter Gesichtspunkten des Interessanten herausstellende Haltungen.

Kunst ist hier Lebensteigerung, feiner Genuss, leichtfüßiges Überwinden von Schwerekraft, ein Belebungselixier. Aber eben nicht in der großen, spannungserzeugenden Massage, sondern in Spiellaune mehr für sich selbst und für jeden, der im nicht zu schweren Genuss das Höchste der Gefühle sieht. Das kommt durchaus behände, ja mit momentanem Aplomb daher, aber immer rechtzeitig abgebremst und artistisch portioniert. Apoll könnte die Gallionsfigur bei diesen Andrea-Barcarolen sein.

Kunst als belebendes Elixier